Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

„Hiha! Hiha!“

Landsturm mit Schmeerbäuchen

Wie sich Berliner Jungens mit den Russen herumschlugen.

In dem folgenden Feldpostbrief schildert ein Berliner Landsturmmann, der jetzt verwundet im Lazareth zu Elbing liegt, seinem Berliner Chef seine Kriegserlebnisse auf dem ostpreußisch-russischen Kriegsschauplatz.

Endlich habe ich Zeit und Gelegenheit, Ihnen meine letzten Kriegserlebnisse zu schildern. Ich wurde Mitte November verwundet und liege zur Zeit in Elbing in einem Bürger-Lazareth. Bei uns ging es in der letzten Zeit ein bischen traurig zu: wir hatten viele feindliche Stellungen erstürmt und hatten überall große Erfolge erzielt, aber plötzlich hieß es eines schönen Tages, daß wir alle zur Grenze zurück müßten. Es war Abends gegen 8 Uhr, als unser Feldwebel die letzte Gruppe vom ersten Zuge ungefähr fünf Kilometer nach einem deutschen Zollhause schickte. Wir sollten Draht holen, da Verhaue gemacht werden sollten. In dem Zollhause fragte uns der Telephonist erstaunt, ob wir denn nicht wüßten, daß der Rückzug angetreten sei. Wir verneinten dies natürlich. Auf dem Rückwege zu unserer Kompagnie nahmen wir uns ein bischen Zeit und kehrten bei einem russischen Bauern ein, um dort Kaffee zu kochen. Als wir uns gestärkt hatten, ging es wieder weiter zu unserer Stellung. Es war inzwischen 11 Uhr geworden, und die Nacht war vollständig finster. Wir gingen frohgemuth unseres Weges, und keiner von uns ahnte, daß wir direkt in die Hände der Feinde liefen. Es war für uns ein Glück, daß wir alle ein bischen helle Jungens waren, und alles Berliner. Wir dachten, daß unsere fünfte Kompagnie noch in unserer Stellung läge, dabei waren aber unsere Schützengräben knüppeldick voll Russen. Als sie uns sahen, wurden sie von einem fürchterlichen Schreden erfaßt. Sie dachten offenbar: jetzt kommt die ganze Armee Hindenburg. Und mit einem kolossalen „Hiha! Hiha!“ und unter einem schrecklich knatternden Maschinengewehrfeuer stürmten sie wie die Wilden auf uns zu. Sie können sich unseren Schrecken denken. Zum Glück befanden wir uns in einem ziemlich hügeligen Gelände, sonst wären wir alle verloren gewesen. Wir nahmen schließlich die Beine unter die Arme und liefen, was wir laufen konnten. Als wir halt machten, war den meisten die Puste ausgegangen. Denn manche von uns waren Kneipiers von Beruf und hatten ziemlich ansehnliche Schmeerbäuche. Die armen Kerle waren ganz erschöpft. Wir erreichten eine Anhöhe, von der aus wir die Russen gut beobachten konnten. Da kam uns das Lachen an, denn die Russen suchten offenbar etwas und wußten nicht was. Einige von ihnen verfolgten uns zu weit, denen ist aber ihr Wagemuth schlecht bekommen. Wir waren auf sechs Königsberger Kürassiere gestoßen, mit denen wir gemeinschaftlich auf die Teufel ein ganz hübsches Feuer eröffneten. Mancher von ihnen mußte ins Gras beißen.

Unser Regiment hatte inzwischen Stellung genommen bei Goldap in der Romintener Heide. An dieser Stelle hatten sich die Russen durch unsere tapfere Landwehr durchgeschlagen, und so galt es für uns, hinter den Russen her zu jagen. Wir kamen gegen 3 Uhr Morgens an den Wystersee, der gleich an die Heide stößt. Hier fanden wir endlich unser Regiment, und der Hauptmann machte uns mörderisch herunter. Er wußte ja nicht, daß uns der Feldwebel weggeschickt hatte. Wir erzählten den Hergang der Sache, und nun bekam der Feldwebel einen kräftigen Anschnauzer, daß er keine Patrouille ausgeschickt hatte. Um ein Haar, so säßen wir heute in den sibirischen Bleibergwerken. Schließlich war unser Hauptmann wieder ruhig und freute sich, daß wir wieder da waren. Er sagte aber gleich: „Jungens, heute giebt's noch was auf die Hosen!“ Und er hat recht gehabt!

Der Morgen graute und der Sturm sauste über unsere Köpfe. Es gab drei Grad Kälte, und Alles klapperte vor Frost. Da rückte unsere Feldküche heran und wir bekamen Kaffee und unser Brot. Wir hatten es uns alle bequem gemacht und kochten gerade Seewasser für unsere Erbsen, als plötzlich unsere Artillerie ein mörderisches Feuer eröffnete. Der Adjutant sauste heran und brachte den Befehl, daß die Kompagnie sofort vorrücken müsse. Wir mußten alles stehen und liegen lassen, und los ging es gegen den Feind. Den Sturmriemen herunter, das Bajonett aufgepflanzt! Der Nebel war so dicht, daß wir kaum zehn Meter weit sehen konnten. Gewehr-, Maschinengewehr- und Artilleriefeuer überschüttete uns, und wie die Besessenen stürmten wir vorwärts. Nach einer Stunde hörte das fürchterliche Geknalle auf und 5000 Russen, 12 Maschinengewehre und viele zerschossene Kanonen waren in unseren Händen. Meine fünfte Kompagnie mußte sich noch auf die Verfolgung des fliehenden Feindes machen. Da plötzlich sank ich, von zwei Kugeln getroffen, zu Boden. Ich wollte es erst nicht glauben, daß ich verwundet war, denn man hat in solch einem Moment kaltes Blut wie ein Fisch. Da sagte mein Nebenmann zu mir: „Du Maxe, Du blutest aus dem Arm.“ Da war's aus mit mir. Man trug mich vom Schlachtfeld und hat mich hierher ins Lazareth gebracht. Es geht mir gut, und ich denke, daß ich bald wieder hergestellt sein werde. Die Russen sind ein schreckliches Gesindel, sie stinken wie die Wiedehopfe. Es scheint, daß wir hier gegen Japaner kämpfen. Wir haben solche Gesellen in Massen gefangen, aber man sagt, es seien Mongolen, die sehen genau so aus.

Englische Briefcensur.

Die strenge Censur der Engländer erstreckt sich auch auf die Gefangenen; sie dürfen nichts nach Hause mittheilen, was den Engländern unangenehm sein könnte, insbesondere nichts über Leiden und Entbehrungen. Um die Censoren nicht zu überlasten, darf kein Brief mehr als zwei Seiten enthalten. Wie man mittheilt, sind die Engländer jetzt noch weiter gegangen: sie zwingen die Gefangenen, nur noch englische Briefe zu schreiben! Ein Brief eines jungen Deutschen, der in Gibraltar gefangen sitzt, bestätigt dies. Dadurch ist also solchen Gefangenen, die der englischen Sprache nicht mächtig sind, jede Möglichkeit des Briefschreibens genommen. Hierauf scheint es beinahe abgesehen zu sein, denn es dürfte doch wohl auch unter den Engländern in Gibraltar den Einen oder den Anderen geben, der des Deutschen mächtig ist und die Briefe censuriren könnte. Welches Geschrei würde sich in England erheben, wenn Deutschland dieses Beispiel nachahmen und die englischen Kriegsgefangenen zwingen würde, ihre Briefe in die Heimath deutsch zu schreiben!

* * *

Vernichtung einer Zouaven-Abtheilung.

(Aus einem Feldbrief.) Vorige Nacht bekamen wir den Besuch von „schwarzen Franzosen“. Durch Telephon konnte auch die Artillerie von dem nächtlichen Besuch unterrichtet werden. Als die schwarzen Kulturträger auf 200 Meter herangekommen waren, ging ein Höllenspektakel los. Ob[illegible]on wir ein vernichtendes Feuer — auch Maschinengewehre und Geschütze halfen mit — auf die Angreifer richteten, wurden die Schwarzen immer näher herangetrieben. Auch die französische Artillerie feuerte wie besessen auf unsere Stellungen. Wir hatten den Anblick eines schaurig-schönen Nachtgefechtes. Die glühenden Geschosse, die Scheinwerfer und die Leuchtkugelgarben sorgten für ein feuriges Bild. Die Zouaven schienen ganz geblendet und liefen in den Tod direkt hinein. Fast Alle — wohl über 1500 — wurden niedergemacht. Obschon die Franzosen schätzungsweise 12,000 Granaten und Schrapnells uns widmeten, hatten wir nur 8 Todte und 30 Verwundete.

* * *

Das Gold im Strumpf.

Wieviel Gold noch immer der Reichsbank vorenthalten wird, zeigt ein Vorgang in dem benachbarten Städtchen Gröbzig. Dort unternahm es der Vorsteher des Postamts, persönlich von den Einwohnern Gold gegen Papiergeld einzuwechseln. Das Ergebnis seines Sammelganges brachte in zwei Tagen in dem kaum 2000 Einwohner zählenden Städtchen über 5000 Mark, 1500 Mark waren allein in den Händen der dort beschäftigten russischen Arbeiter.

* * *

Russen zufrieden.

Russische Militärärzte aus deutscher Gefangenschaft sind auf der Rückreise nach Rußland in Stockholm angelangt. Ueber ihre Behandlung in Deutschland, wo sie in Ostpreußen als Aerzte thätig waren, erzählen sie, daß sie sich zwar unter ständiger Bewachung befanden, daß aber der Leutnant und der Feldwebel im Lager alles thaten, um nett und entgegenkommend zu sein. Mit dem Essen seien sie zwar nicht gerade zufrieden gewesen, doch dürfe man das den Deutschen während der Kriegszeit nicht zum Vorwurf machen, zumal da mehr als 6000 Gefangene im Lager waren.

* * *

Denkschrift der Reichsregierung.

Dem Reichstag ging eine Denkschrift zu, die einen Ueberblick geben soll über die wichtigeren gesetzgeberischen Verwaltungs- und anderen Maßnahmen, die auf wirthschaftlichem Gebiete anläßlich des Kriegszustandes in den ersten drei Monaten der Kriegszeit vom Reich oder unter seiner Mitwirkung getroffen worden sind. Bei Uebersicht über den Goldbestand der Reichsbank wird gesagt: Die Erscheinung, während der Kriegskrisis von solcher Schwere, daß die Bevölkerung das in ihrem Besitz befindliche Gold freiwillig zur Centralnotenbank trägt und dagegen Noten fordert, steht in der Münz- und Bankgeschichte aller Länder und Völker ohne Beispiel da und ist ein überzeugender Beweis nicht nur für den unerschütterlichen Kredit der Reichsbanknoten, sondern auch für die Stärke der in unserem Goldumlaufe liegenden Goldreserven, für die wirthschaftliche Einsicht und die Opferfreudigkeit unseres Volkes. Zur Moratoriumsfrage wird u. A. ausgeführt: Für den Ersatz eines allgemeinen Zahlungsaufschubes lag, wie die Entwicklung seit Ausbruch des Krieges bestätigte, in Deutschland kein Bedürfnis vor, wenn auch viele Zweige des Wirthschaftslebens durch den Krieg schwer betroffen wurden.

* * *

Russische Verbrecher in Berlin.

In der Gegend des Schlesischen Bahnhofes in Berlin gelang es noch bis vor kurzem einer ganzen Gesellschaft russischer Verbrecher Unterschlupf zu finden. Dank dem energischen Eingreifen der Berliner Kriminalpolizei ist jetzt unter diesen russischen Dieben fürchterliche Musterung gehalten worden. Zwei Mitglieder dieser russischen Diebesgesellschaft, die angeblichen Arbeiter Frontzyk und Bianitzki, hatten eines Nachts im Wartesaal 4. Klasse des Schlesischen Bahnhofs dem aus Antwerpen geflüchteten Kellner Paul Jannak, der jetzt bei der Marine dient, das Portemonnaie und den Gepäckschein gestohlen. Staatsanwalt Dr. Rosenfeld beantragte mit Rücksicht auf die außerordentliche Gemeingefährlichkeit derartiger Verbrecher gegen Frontzyk 2½ Jahre Zuchthaus, 5 Jahre Ehrverlust und Stellung unter Polizeiaufsicht und gegen Bianitzki 2 Jahre und 3 Wochen Gefängnis und 5 Jahre Ehrverlust. Das Urtheil lautete diesem Antrage entsprechend.

Kosaken-Typen.

Sieben Sündenböcke.

Die Kopenhagener Presse meldet aus St. Petersburg, daß außer General Rennenkampf noch sechs weitere Generale der russischen Westarmee ihrer leitenden Kommandostellen enthoben sind. Es verlautet, daß die abberufenen Generale zur Verantwortung vor das Kriegsministerium beordert wurden. — Wie der am 7. Dezember aus Rußland zurückgekehrte Professor Sjeogren in „Dagens Nyheter“ berichtet, behandelt Großfürst Nikolai die ihm unterstehenden Generale auf das brutalste. Nach der Schlacht bei den masurischen Seen berief er den General Safimoff zu sich, riß ihm mit eigener Hand die Epauletten ab und schlug ihn zu Boden. Dann ließ er ihn abführen und vor ein Kriegsgericht stellen.

* * *

„Schießt auf die Engländer.“

Der Bataillons-Kommandeur des 1. Landsturm-Infanterie-Bataillons Heidelberg, Oberstleutnant Ehrt, schrieb, wie wir dem „Mannheimer Generalanz.“ entnehmen, in einem an den Heidelberger Bezirksausschuß des Rothen Kreuzes gerichteten Brief aus dem Felde: „Neulich legten französische Landwehrmänner einen Zettel nieder, auf dem die Worte standen: ‚Schießt nicht, wir schießen auch nicht, aber schießt ordentlich auf die Engländer.‘“

(Wie von Verwundeten, die aus dem Felde zurückgekehrt sind, erzählt wird, sollen an einzelnen Stellen die Franzosen in den ersten und zweiten Schützengräben, die Engländer dahinter in den dritten und vierten liegen, um etwaige Uebergabegelüste bei ihnen zu vertreiben.)

* * *

Die unglücklichen Kämpfe bei Reims.

Der „Matin“ hat ausgefunden, wer die Schuld an den unglücklichen Kämpfen der Franzosen bei Reims getragen hat. Es ist dies der Schäfer Durot. Er weidete seine Schafe in der Nähe der französischen Batterien. Unter den Lämmern befanden sich auch sechs schwarze Schafe. Sobald die französischen Batterien ihre Stellung veränderten, änderte Durot auch die Stellung seiner schwarzen Schafe und verrieth auf diese Weise den anstürmenden Deutschen die französischen Positionen.

* * *

Die deutsche Frau Poincaré's.

Wie der „Münchener Zeitung“ mitgetheilt wird, hat die Gattin des Präsidenten Poincaré aus mütterlicher Seite Münchener Blut in den Adern. Die Mutter der Frau Poincaré war eine Tochter des in den vierziger Jahren verstorbenen Hofmusikus Moßbauer und heirathete in Cairo den italienischen Maler Benucci. Dann nahm sie in Paris mit ihrem Gatten dauernden Aufenthalt. Dieser Ehe entstammten vier Töchter, darunter auch Henriette, die in dritter Ehe den früheren Advokaten, jetzigen Präsidenten Poincaré heirathete. Die Mutter der Präsidentin kam in den siebziger Jahren häufig nach Wolfrathshausen im Isarthal zu ihrem Bruder, dem Bezirksgeometer Moßbauer, bei dem sich auch 1881 die jetzige Frau Präsidentin Poincaré ein halbes Jahr zur Erlernung der deutschen Sprache aufhielt.

* * *

Diebe aus „Pflichtgefühl“.

Im Gefangenenlager Königsbrück, wo besonders Franzosen und Russen untergebracht sind, fand man bei einer Anzahl von Russen überreichliche Geldmittel, deren Herkunft sie nicht erklären konnten. Nach eingehendem Verhör stellte sich heraus, daß die Gefangenen die Kriegskasse ihres Regiments geplündert hatten, wie sie behaupteten, aus Pflichtgefühl, damit sie nicht in die Hände der Deutschen fiele. Selbstverständlich mußten die ehrlichen Russen das Geld an die Kommandantur abliefern.

* * *

Vier Millionen Russen im Feld?

Aus London werden „genaue“ Angaben über die Stärke der russischen Armee gemeldet: Die Russen haben 21 Armeekorps gegen Deutschland und 15 gegen Oesterreich-Ungarn im Felde. Dazu kommen noch vier andere Armeen zweiter Linie, sodaß die Gesammtstärke der Russen am nördlichen Kriegsschauplatz 3½ Millionen beträgt. Außerdem steht eine halbe Million Russen gegen die Türken.

* * *

Die Russen in Wiesbaden.

Etwa 120 in Wiesbaden wohnhafte russische Staatsangehörige haben durch Vermittlung des spanischen Konsuls an die kaiserlich russische Regierung nachstehende Erklärung gesandt:

Die unterzeichneten in Wiesbaden wohnenden russischen Staatsangehörigen erklären, daß sie trotz des zwischen Deutschland und Rußland bestehenden Krieges von der deutschen Regierung in durchaus ritterlicher Weise behandelt worden sind. Indem sie diese Thatsache mit dankbarer Anerkennung feststellen, wenden sie sich hiermit an die kaiserlich russische Regierung mit der ganz unterthänigsten Bitte, sie möge gegen die in Rußland wohnenden Deutschen die gleiche Rücksicht walten lassen, wie sie den in Deutschland lebenden Russen zutheil wird. Zugleich drücken die Unterzeichneten den Wunsch aus, es möchten sich auch die Russen anderer deutschen Städte dieser Kundgebung anschließen.

* * *

Briefwechsel mit Kriegsgefangenen.

Für den Briefwechsel mit den Kriegsgefangenen in Frankreich bestehen folgende Vorschriften:

Die vollständige Adresse muß unverwischbar in großen gedruckten lateinischen Buchstaben geschrieben sein; die Gefangenennummer ist nicht zu vergessen. Alle Mittheilungen müssen so gut wie möglich in deutlich lesbarer lateinischer Schrift geschrieben sein. Alle Mittheilungen müssen außerdem so kurz wie möglich gehalten sein und dürfen nur Vorder- und Rückseite eines gewöhnlichen Briefformates bedecken. Kanten und Ecken des Briefes dürfen nicht zu Nachschriften benutzt werden. Quer über den Brieftext darf nicht geschrieben werden. Den nächsten Anverwandten ist es gestattet, höchstens zweimal wöchentlich Mittheilungen an Kriegsgefangene gelangen zu lassen, um eine möglichst regelrechte Briefzustellung zu ermöglichen. Jegliche Mittheilung über die Kriegslage oder hiermit Zusammenhängendes ist sowohl im offenen Brief wie auch in Geheimschrift oder mit chemischer Tinte verboten. Werden obige Bedingungen nicht erfüllt, kann die Erlaubnis zum Briefschreiben zurückgezogen werden. Bei Anwendung von unsichtbarer Tinte werden die betreffenden Postsachen vernichtet. Ferner wird bekannt gemacht, daß Sendungen zollpflichtiger Sachen nicht abgeliefert werden: Zigarren, Tabak usw. werden aus den Packeten entfernt und vernichtet.

* * *

Examen im Gefangenenlager.

Wie erinnerlich, hat der deutsche Kaiser vor kurzem eine Verfügung erlassen, auf Grund deren gefangengenommene katholische Priester, die bekanntlich in Frankreich mit in der Front kämpfen, als Offiziere zu behandeln sind. Auch unter den im Kasseler Vorort Niederzwehren untergebrachten Tausenden von Gefangenen befanden sich mehrere französische Priester, die dieser Tage dem Offiziersgefangenenlager in Hannoversch-Münden überwiesen worden sind. Bevor sie aber in den Genuß der Annehmlichkeiten für Offiziersgefangene traten, hatten sie den Nachweis zu erbringen, daß sie in der That Angehörige des geistlichen Standes seien, und so wurde das Niederzwehrener Gefangenenlager der Schauplatz eines regelrechten theologischen Examens, das die betreffenden Franzosen vor Kasseler Geistlichen durch Vermittlung eines Dolmetschers ablegen mußten.

Fahnenweihe eines ungarischen Infanterie-Regiments.

Ein Neutraler über Berlin.

Großes Maß von Ruhe.

Beobachtungen des Rotterdamer Bürgermeisters in der Reichshauptstadt.

Mitte November hat sich der Rotterdamer Bürgermeister A. R. Zimmermann einige Tage in Berlin aufgehalten. Er wollte erfahren, was man dort gegen die Arbeitslosigkeit thue, um seine Wahrnehmungen zum Nutzen der eigenen Gemeinde zu verwenden. Nach seiner Rückkehr hat er einem Mitarbeiter des „Rotterdamsch Nieuwsblad“ von seinen Berliner Eindrücken allerlei mitgetheilt. Wir gehen auf das, was er von den Maßnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, von den staatlichen Versicherungsanstalten, von den Gewerkschaften, von den Unterstützungsgeldern der Stadt und von den öffentlichen Speiseanstalten mit rühmenden Worten erzählt, nicht näher ein und halten nur die anerkennende Bemerkung fest, daß sich die Industrie schnell und geschmeidig dem Kriegszustand angepaßt habe: „Die Ausfuhr steht natürlich zum großen Theil still; aber die Industrie ist so erfinderisch, daß sie sich ganz den Umständen und Bedürfnissen anpaßt und selbst in einer neuen Richtung große Entwicklung nimmt. Zum Beispiel die Schirmindustrie, die in normalen Zeiten die halbe Welt versorgt. Jetzt hat sie ihr Ziel gefunden in der Anfertigung von Kriegswesten aus Schirmseide.“ Schließlich geht Zimmermann auf allgemeine Beobachtungen ein, die das äußere Bild der Hauptstadt betreffen; er sagt: „In Berlin bemerkt man vom Kriege weniger als hier in Rotterdam. Da sieht man nicht das nervöse Gerenne nach Kriegsnachrichten, das Gedränge der nach Kriegsneuigkeiten Gierenden vor den Zeitungsgebäuden von früh bis spät; da ist kein Lärmen, keine Ausgelassenheit. Ein großes Maß von Ruhe — das ist mein Gesammteindruck. Das äußere Bild Berlins ist nicht verändert. Ich kenne die Stadt gut, eine Abweichung in ihren Charakterzügen wäre mir aufgefallen. Die Geschäftsläden sind alle geöffnet und zeigen großen Andrang der Besucher und Besucherinnen. Die abendliche Beleuchtung ist nirgendwo eingeschränkt; auch die Reklameschilder strahlen in unverminderter Fülle. Der Autoverkehr ist wie sonst, von dem angekündigten Benzinmangel bemerkte ich nichts. Die Kaffee- und Speisehäuser sind alle voll; zu einigen Tagesstunden ist da sogar kein Platz zu bekommen. Die Kinos werden stark besucht; bei einer Vorstellung mußte ich mit einem Stehplatz fürlieb nehmen. Die Theater haben die gewöhnliche zahlreiche und interessebekundende Zuhörerschaft. Von selbst aber hat sich der Spielplan den Zeitumständen angepaßt; man giebt klassische Werke und ein einzelnes Gelegenheitsstück. Ich sah „Immer feste drauf!“, es war nicht allzu chauvinistisch, doch „vaterländisch“. Und was mich sehr überraschte: es sind augenscheinlich nicht weniger Männer, junge, kräftige, wehrhafte Männer vorhanden als in Friedenszeit. In meinem Hotel sah ich überflüssig viel junge Bedienende; im Theater waren die Statisten alle kräftige Kerle, die man jetzt im Felde hätte vermuthen sollen; alle Straßenbahnen hatten männliche Schaffner. Ein einziges Mal sah ich eine Frau als Schaffner Dienst thun, und meine Begleiter wiesen auf sie als auf eine Merkwürdigkeit hin. Auf den Straßen, Plätzen und öffentlichen Stätten wimmelte es von Soldaten. Ein Theil von ihnen war von der Front gekommen, um sich auszuruhen; ein anderer Theil erholte sich von leichten Verwundungen. Man liest in den hiesigen Zeitungen von Hunderttausenden von Verwundeten; aber man vergißt, daß viele darunter sind, die sehr bald wieder nach dem Kampffeld zurückkehren können. Deutschland macht den Eindruck, gewaltige Reserven zu haben. Noch eine Besonderheit: Ich habe in Berlin zum ersten Mal wieder Weißbrod gegessen (Holland bäckt schon seit vielen Wochen Kriegsbrod; nämlich aus Roggen und — Reis); im Hotel stand es im Ueberfluß in allerlei Form auf der Frühstückstafel. Die Stimmung der Leute schien mir ruhig und ernst. Bei dem Frühstück mit der Berliner Gemeindeverwaltung erhielt ich den Eindruck in jedem Gespräch mit den Anwesenden. Man wollte mir nichts aufdrängen, mir nichts einreden; ohne Bluff schien man des Endergebnisses vollkommen sicher zu sein. Und man schien bereit, sich jedem Opfer für dieses Endergebnis zu unterwerfen.“

„Nicht fair.“

In einem der Schlesischen Zeitung zur Verfügung gestellten Feldpostbrief eines Offiziers vom westlichen Kriegsschauplatz findet sich folgende bemerkenswerthe Feststellung:

In X. traf ich neulich auf meiner vorletzten Aufklärung einen Stabsarzt, der mit seinem Lazarett 14 Tage lang in französischer Gefangenschaft war, weil er bei unserem Zurückgehen mit seinen Verwundeten in X. bleiben mußte. Wir waren die ersten Deutschen, die er wieder traf, nachdem die Engländer und Franzosen X. vor unserem erneuten Vorgehen verlassen hatten. Die Engländer hatten nun ihrerseits einen Arzt zurückgelassen, der folgendes Beispiel christlicher Liebe zeitigte: Dieser Mann weigerte sich, die schwarzen Soldaten zu behandeln, mit der Begründung: So etwas sei nicht fair! Ich glaube, derartige Ansichten eines englischen Arztes über die Verpflichtungen gegen verbündete Horden müßten öffentlich gebrandmarkt werden.

Eine Verwundetenhochzeit.

In der Hof- und Stadtpfarrkirche St. Michael in Wien fand dieser Tage eine eigenartige Trauung statt. Die Eigenart besteht darin, daß der Bräutigam und alle Hochzeitsgäste Pfleglinge eines Militärspitals waren: sie sind durchweg Verwundete. Der Bräutigam, der in seinem bürgerlichen Beruf Angestellter der Sezession ist, trägt eine Wunde an der linken Hand. Von den übrigen Hochzeitsgästen haben zwei Verwundungen am Oberschenkel, fünf am Unterschenkel, vier am Unterarm, zwei an der Schulter und zwei am Mittelfuß. Hierzu kommen noch ein Kopfschuß, ein Hüftenschuß und ein Schuß in die Weichtheile. Der am ärgsten Verwundete ist der Infanterist Peter Gorgik, der infolge eines Schrapnellschusses zweiunddreißig Verletzungen hat. Der Nationalität nach waren die Hochzeitstheilnehmer Deutsche, Polen, Tschechen, Ungarn, Slowaken, Ruthenen, Zigeuner und Bosniaken; der Religion nach sind es Katholiken, Griechischunirte und Mohammedaner.

* * *

Zwischen den Schützengräben.

Der Kommandant eines württembergischen Regimentes in Frankreich schreibt unter dem 27. November in einem Privatbrief folgendes: „Heute früh warfen die Franzosen bei einer von meinen Kompagnien einen Zettel, in einen Stein gewickelt, in unseren Schützengraben, der folgenden Inhalt hatte: ‚Heute Feind, in einigen Tagen Freund im Kriege gegen England‘. Daraufhin warfen unsere Leute ein Schächtelchen Zigaretten hinüber. Diese Korrespondenz findet auf eine Entfernung von zwei bis drei Schritten statt. Heute wurde dort auch nicht geschossen. Es ist auch sehr schön, wie unsere Leute die Gefangenen behandeln. Sie geben ihnen gleich zu essen, zu trinken und zu rauchen u. s. w.“

* * *

Dreizehn Söhne im Felde.

Mehrfach konnten wir von Familien berichten, die sieben oder gar neun Söhne dem Vaterlande gestellt haben. Sie alle übertrifft eine in Iserlohn ansässige Familie, deren Oberhaupt ehemals bei der Garde gedient hat. Zwölf Söhne dieses wackeren Mannes zogen gleich bei Beginn des Krieges ins Feld. Drei von ihnen haben sich inzwischen das Eiserne Kreuz erworben und vier von ihnen sind verwundet worden. Nunmehr ist auch der 13. Sohn aus der kinderreichen Familie von der 6. Kompagnie eines in Paderborn liegenden Ersatz-Infanterieregiments als Rekrut eingezogen worden. Hoffentlich bewährt sich die Zahl 13 hier als eine rechte Glückszahl.

* * *

Liebknecht's Rechtfertigungsversuch.

Der Abgeordnete Dr. Liebknecht hat dem „Vorwärts“ zufolge an den Präsidenten des Reichstages eine Erklärung gelangen lassen, die seine Abstimmung über die Kriegskredite motiviren soll. Der Reichstagspräsident hat die Aufnahme der Liebknecht'schen Erklärung jedoch abgelehnt, weil sie so abgefaßt ist, daß sie, wenn sie in der Sitzung öffentlich vorgetragen worden wäre, unbedingt Ordnungsrufe nach sich gezogen hätte. Zu der Abstimmung des Abg. Liebknecht gegen die Kriegskredite schreibt die Breslauer „Volkswacht“:

„Innerhalb der Fraktion haben diesmal, wie vor dem 4. August, eine kleinere Anzahl Genossen gegen die Bewilligung der Kredite gestimmt, das war ihr gutes Recht und ihre Ueberzeugung. Dem Gegner gegenüber aber gilt die Einigkeit der sozialdemokratischen Partei und sie, die Grundlage unserer Stärke, hat Liebknecht verletzt. Wie die ihm danken werden, die draußen in russischer Kälte und französischem Feuer für Weib und Kind eintreten, das wird ihm die Zukunft zeigen. Die Partei jedenfalls kann ihn ob seiner Selbstherrlichkeit nur gründlich abschütteln.“

* * *

Zabre jetzt Hindenburg.

Die Gemeindevertretung von Zabre beschloß einstimmig die Umtaufe des Ortsnamens in „Hindenburg“. Sie erbat telegraphisch die Zustimmung des Generalfeldmarschalls und begründete ihren Beschluß damit, daß die 70,000 Seelen zählende Ortschaft unter ihrem neuen Namen fortan die Aufgaben einer Pflegestätte deutschen Lebens in der Ostmark weiter erfüllen und den Namen eines Mannes dauernd lebendig erhalten wolle, der in schwerer Zeit im ganzen Vaterlande, besonders im deutschen Osten, das Vertrauen und die Zuversicht hochhielt. Dem Gemeindevorstand ist aus dem Hauptquartier Ost folgendes vom 4. Dezember datirtes Telegramm zugegangen:

„Dem Gemeindevorstand theile ich ergebenst mit, daß Seine Exzellenz Generalfeldmarschall v. Hindenburg gestattet, daß bei Namensänderung Ihrer Gemeinde sein Name gewählt werde. Exzellenz bemerkt jedoch, hierdurch nicht der königlichen Regierung als hierzu zuständiger Behörde vorgreifen zu wollen.“

* * *

Die Marokkaner.

Der Kriegsberichterstatter des „Corriere della Sera“ Barzini bringt interessante Bilder von dem Schlachtfeld in Frankreich. Einen überaus pittoresken Eindruck machen zwar die marokkanischen Truppen in ihren bunten Farben; die armen Kerle leiden indessen sehr unter der Kälte und hocken fröstelnd in dichten Gruppen hinter jedem Mäuerchen, um sich vor dem Winde zu schützen. Die Marokaner und die übrigen schwarzen Truppen Frankreichs seien wie Hunde, die nur auf den Befehl ihres Herrn warten, um sich auf Diejenigen zu stürzen, auf die sie Jener hetzt.